

Das Heimatlos

Spanta war ein Kleinkind, als seine Eltern mit ihm Afghanistan verließen. Er wurde Anwalt in Berlin, sein Vater ging zurück und wurde Außenminister. Nun herrschen die Taliban - und Spantas Familie wird wieder mal in die großen Dramen der Weltpolitik hineingezogen

Von Marc Neller und Sascha Lübbe, WELT AM SONNTAG, 20.02.2022

An einem Morgen ohne Farbe öffnet Aarash Spanta im Verwaltungsgericht Berlin, Raum 3101, eine braune Ledertasche und bereitet seine Verwandlung vor. Spanta fingert ein schwarzes Bündel Stoff aus der Tasche, schüttelt es glatt und stellt sich vor eines der großen Sprossenfenster, das Gesicht nach draußen gerichtet, den Rücken zum Saal.

Drei Stockwerke unter ihm schlurften Männer in Arbeitsanzügen mit plärrenden Laubbläsern über den Gehsteig. Auf der anderen Straßenseite steht ein Mann auf einem der Altbaubalkone und raucht. Spanta ignoriert sie wie alles, das ihn von seinem Ritual ablenken könnte, wie er später sagt. In einer fließenden Bewegung lässt er seinen linken Arm in das schwarze Stück Stoff gleiten, dann den rechten, dann schließt er die Knöpfe über seiner Brust.

Einen Augenblick steht er reglos, ein Schatten in fahlem Gegenlicht, bevor er sich umdreht, zu seinem Stuhl schreitet und seinen Platz einnimmt. Ein Anwalt, der in der Ordnung des deutschen Rechtswesens eine Heimat gefunden hat, bereit, seine Aufgabe zu erledigen.

Seine Aufgabe an diesem Tag ist die Verwaltungsstreitsache Aziz Ahmad Mahmoudi gegen die Bundesrepublik Deutschland. In Raum 3101 sitzen eine Richterin, der Rechtsanwalt Spanta, sein Mandant, ein Übersetzer. Sie verhandeln das Leben eines Mannes, der vor 14 Jahren seine Heimat verließ, Afghanistan, aus Angst



vor den Taliban. Als er loszog, war er gerade volljährig und hatte sein Abitur gemacht. Aus den Akten ergibt sich, dass er zwar irgendwann in Europa gelandet, bis heute aber nirgends angekommen ist. Mahmoudi reiste durch Griechenland, Frankreich, Italien, lebte unter Brücken, wurde ausgeraubt, zog weiter. Irgendwann kam er nach Deutschland, nach Berlin. Das Gericht muss nun entscheiden, wer für ihn zuständig ist. Italien, wo er im Jahr 2013 Asyl beantragt hat, oder Deutschland.

Die Richterin stellt Fragen, der Übersetzer übersetzt, Mahmoudi antwortet, Spanta mischt sich ein, um Hintergründe und Abläufe zu erklären. Die Masken über ihren Nasen und Mündern dämpfen ihre Stimmen. Es dauert 74 Minuten, bis die Richterin ein Protokoll in ihr Diktiergerät spricht, die Verhandlung schließt und die Existenz eines Menschen gewogen ist.

"Das ist schon alles traurig", sagt Spanta, als er wenig später das Gericht verlässt und sich eine Zigarette anzündet. Er wird diesen Satz in den kommenden Wochen noch oft sagen. Aziz Ahmad Mahmoudi muss nach Italien zurück. Es ist einer von mehr als tausend Fällen, die sich in Spantas Büro in roten Aktenmappen stapeln. Ein weiteres Leben, das ihm zu nahe geht. Spanta sagt, es falle ihm zunehmend schwer, seine Arbeit auf Distanz zu halten. Seine Mandanten sind Männer und Frauen aus Afghanistan wie er, heimatlos geworden wie er.

Im vergangenen Sommer haben die USA und ihre westlichen Verbündeten nach 20 Jahren den Versuch abgebrochen, aus Afghanistan eine Demokratie nach ihrem Vorbild zu machen. Die Taliban übernahmen die Macht. In aller Welt zeigten Medien die Bilder von Menschenmassen, die sich zum Flughafen in Kabul schoben, getrieben vom Willen, es irgendwie in eines der letzten Flugzeuge zu schaffen, die das Land noch verließen. Einige klammerten sich unter den Tragflächen fest und fielen kurze Zeit später aus dem Himmel.

Seither hat Spanta wieder einmal das Gefühl, dass alles zusammenhängt. Sein Leben und die Weltpolitik, die Geschichte seiner Familie, seiner Mandanten und die Geschichte Afghanistans. Immer wenn sich dort in den vergangenen fast 50 Jahren eines der großen Dramen abspielte, wurde seine Familie hineingezogen.



Nun streift sein Vater, Außenminister und nationaler Sicherheitsberater Afghanistans außer Diensten, in Aachen durch eine Wohnung mit hohen Decken. Fast zwei Jahrzehnte hat er mit vergitterten Fenstern und gepanzerten Türen gelebt, ohne seine Frau, ohne die Kinder. Er war dem Tod einige Male so nahe wie dem Leben. Nun zerrt die Frage an ihm, ob er sein Leben für eine Illusion geopfert hat.

Spantas Mutter schluckt schwer an ihren Tränen, wenn sie in derselben Wohnung von ihrer Kindheit, ihrer Mutter und ihren Schwestern erzählt. Neun Frauen, die Todesangst auf mehrere Kontinente verteilte.

Und Aarash Spanta, Sohn und Anwalt, muss einsehen, dass die Vergangenheit für ihn nie ganz vergangen ist.

1 Der Fernseher der Nomaden

Als Aarash Spanta die Tür einer Altbauwohnung im Norden Berlins aufschließt und sie einen Spaltbreit öffnet, hört er das Kratzen von Krallen auf glatten Holzdielen, im nächsten Moment steht ein sehr kleiner Dackel vor ihm. "Is' gut Lila", sagt Spanta. Mit einer Hand zieht er den Schlüssel ab, mit der anderen balanciert er drei dampfende Pizzakartons durch den Spalt.

Es ist ein Freitagabend im vergangenen Herbst, kurz vor neun. Spanta kommt aus der Kanzlei, die Kinder sind übers Wochenende da, Sohn und Tochter, beide Teenager. Er läuft ins Wohnzimmer, durchmisst ein Spalier aus Kisten und Schachteln, "alles ein bisschen chaotisch im Moment". Seine Frau und er hätten sich getrennt, sie sei kürzlich ausgezogen. Er sagt es so leise, als spräche er zu sich selbst.

Spanta stellt die Pizzakartons auf einem Esstisch aus Holz ab, holt Gläser aus der Küche, schenkt sich Rotwein ein und holt die Vergangenheit zurück. Die Geschichte seines Lebens, wie er sie erzählt und später auch seine Eltern, handelt von einer Entwurzelung in mehreren Etappen.

Spanta wurde im Juni 1975 in Herat geboren, einer Hauptstadt der frühen persischen Hochkultur. Er war ein Ereignis, Aarash Dadfar Spanta, erster Sohn des



ersten Sohnes, Stammhalter einer 1200 Jahre alten Dynastie. Sein Großvater herrschte über ein weites Tal im Distrikt Karuch, etwa 70 Mitglieder seines Clans lebten zusammen in einer Festung aus Lehm, Blick auf die gewaltigen Ausläufer des Hindukusch.

Sein Vater war dort aufgewachsen, seine Mutter in Herat, etwa eine halbe Stunde Autofahrt über Pisten voller Schlaglöcher entfernt. Aarash Spanta verbrachte seine ersten Jahre mal hier, mal dort mit Eltern, die sich jung kennengelernt, verliebt und geheiratet hatten. Sie waren Anfang 20 und träumten von einer linken Weltrevolution. Wie die jungen Deutschen und Amerikaner, die mit bunt angemalten Bussen nach Afghanistan kamen. Wie außerdem viele ihrer Bekannten, mit denen sie nächtelang im Schneidersitz über eine ideale Zukunft diskutierten.

Aarash Spanta war drei, als er zum ersten Mal eine Heimat verlor. Kurz nach seiner Geburt war der Vater in die Türkei gegangen, um dort Politikwissenschaften zu studieren. Er hatte ein Stipendium bekommen, es war Teil eines großen Plans. Der Vater wollte den Lauf der Geschichte beeinflussen, er wollte seinen Beitrag leisten, einen modernen Staat zu formen, der Frauen achtete und freie Wahlen abhielt. Allerdings war die politische Lage im Land wackelig. Der letzte König war gestürzt, die Demokratische Volkspartei in zwei Lager aus Kommunisten zerfallen, die sich beharkt und wieder verbündet hatten. Nun bereiteten sie einen Staatsstreich vor. Also holte der Vater seine Frau und das Kind nach Ankara.

"Das war 1978", sagt Spanta an seinem Wohnzimmertisch.

Die Familie lebte in einem Außenbezirk, Souterrain, ein Zimmer, Küche, Bad, hinter dem Haus nur Felder. Spanta spielte mit den Nachbarskindern auf der Straße. Ein Freund des Vaters brachte einen gebrauchten Schwarzweißfernseher, ein Fenster zur Welt, eine Verbindung zur Heimat. Wenn das Bild flimmerte und der Vater versuchte, die beiden Metallantennen auszurichten, gab seine Mutter aus dem Hintergrund Anweisungen. Sie saßen viele Abende vor dem kleinen Kasten, der Sohn sog früh auch Nachrichten ein.



So sahen sie, wie im Winter 1979, an den Weihnachtsfeiertagen, die Sowjetarmee in ihr Land einmarschierte. Die Soldaten beschlagnahmten Ländereien und verhafteten politische Gegner. Sie verhafteten den Khan von Karuch, Spantas Großvater, sie verhafteten einen seiner Onkel und nahmen sich die Festung und alles Geld.

"Wir hatten alles verloren, von einem Moment auf den nächsten", sagt Spanta, während er mit Daumen und Zeigefinger ein Stück Pizza aus einem der Kartons löst.

Die Ahnung der Eltern, dass sie Afghanistan so bald nicht wiedersehen würden, wurde zur Gewissheit. In Ankara verstrich das zweite Jahr, das dritte. Aarash Spanta wurde eingeschult und verliebte sich in Özlem, ein Mädchen mit blonden Zöpfen. Allerdings lief das Stipendium des Vaters aus. Aus einem bescheidenen Leben wurde ein Leben in Armut. Der Vater arbeitete in einem Buchladen, seine Familie in Afghanistan besaß nach den Plünderungen der Russen nichts mehr. Die Nachbarn stellten aus Sorge Essen vor die Tür. Und eine Rückkehr schien ferner denn je.

Die Mudschahedin mit ihren Kämpfern verwickelten die sowjetische Armee in verlustreiche Schlachten. Ihr Krieg trieb Millionen Afghanen ins Ausland, viele nach Pakistan und in den Iran. Wer es sich leisten konnte, floh in den Westen. Spantas Vater war kurz davor, den Traum von einem neuen Afghanistan zu opfern. Doch seine Freunde überredeten ihn, etwas anderes zu versuchen.

Im Januar 1982 stieg Aarash Spanta am Frankfurter Flughafen aus einem Flieger. Ein Sechsjähriger, der um seine erste Liebe und seine Freunde trauerte. Seine Eltern hatten ihre Ausweise und Visa im Gepäck, die Bundesregierung betrachtete sie als willkommene Gäste. In Deutschland lebten zu dieser Zeit etwa 12.000 Afghanen, die ersten waren in den Sechzigerjahren als Kaufleute gekommen. Sie galten, im Kalten Krieg, als Verbündete des Westens im Kampf der Systeme.

Die Spantas wurden von Bekannten aus Aachen abgeholt und an einem Studentenwohnheim abgesetzt. Dort lebten afghanische Studenten, aus der Heimat geflohen wie die Spantas, politisch wie sie, den Kopf voll ähnlicher Vorstellungen.



Das nächste Zuhause, das zweite Kind, eine Tochter. Die Mutter fand eine Arbeit als Pflegerin in einem Altenheim. Der Vater fand eine größere Wohnung und Freunde, Karin, Manfred, Khaled, die im selben Haus lebten. Er schloss sich einer politischen Studentengruppierung an. Seinen Sohn drängte er, schnell die deutsche Sprache zu lernen, inzwischen die dritte. Trotzdem weihte er ihn in die Dialekte und Umgangsregeln der Heimat ein, die für Außenstehende unzugänglich waren wie eine Geheimschrift. Sein Sohn sollte kein Fremder im eigenen Land sein, wenn sie zurückkehrten. Bald, wie er hoffte.

Als die Sowjetarmee 1989 geschlagen abzog, nach zehn Jahren, kämpften erst Mudschahedin gegen Mudschahedin um die Macht, dann Mudschahedin und die Taliban. Der nächste Krieg, Auge um Auge, Jahr um Jahr. Die Heimat, befand Spantas Vater, blieb zu gefährlich für einen Mann, der es mit der Welt hielt und der Freiheit, nicht mit Gottesfurcht und Gehorsam. Also entschied er, dass seine Familie in Aachen bleibt.

2. Sohn und Vater

Aarash Spanta räumt die leeren Pizzakartons von seinem Wohnzimmertisch und rollt einen Klumpen Tabak zu einer Zigarette auf. Es ist kurz vor Mitternacht geworden. Spanta sagt, seine ersten Jahre in Afghanistan hätten nach Pferden gerochen, die Türkei nach Sonne und dem Staub auf den Straßen, Aachen roch nach Schokolade, wegen der Süßwarenfabriken. Das seien die schönen Erinnerungen. Allerdings hätten die ewigen Kriege und der Plan seines Vaters die Familie heimatlos gemacht.

Der Vater wollte am Aufbau eines neuen Afghanistans mitwirken, daran hielt er fest. Dieser Idee, sagt Spanta, habe der Vater alles untergeordnet. Sein Leben, das seiner Frau und das seiner Kinder.

Spanta sagt, als Teenager habe dann auch er angefangen, sich für Revolutionen zu interessieren. Er gründete mit Freunden eine Rockband, kiffte gelegentlich und



stürmte mit einer Gruppe Jungsozialisten eine Vorlesung an der Universität, an der sein Vater inzwischen Politikwissenschaften lehrte. Das System, gegen das er sich auflehnte, war der Vater.

Eine Woche später ist Rangin Dadfar Spanta zu Besuch in Berlin, in der Altbauwohnung seines Sohnes. Sein silbernes Haar hat sich zurückgezogen, seine Füße stecken in festen Pantoffeln. Auch er erzählt von den Fluchten und Entbehrungen, von Jahrzehnten, in denen sich Hoffnungen und Enttäuschungen, Glück und Angst abwechselten. Zwischendurch zückt der Vater sein Handy und wischt mit dem Zeigefinger durch die Fotos und die Jahre, sein Leben als Daumenkino. Rangin Dadfar Spanta sagt, auch er habe seinen Platz im Leben verloren. Vor wenigen Monaten zum zweiten Mal.

Während er an der Universität Aachen unterrichtete und Parteimitglied der Grünen wurde, rissen die Taliban Mitte der Neunzigerjahre Afghanistan an sich und werkelten an einem Gottesstaat. Sein Sohn machte das Abitur, begann ein Philosophiestudium in Bonn, brach es ab, ging nach Berlin, ging auf Partys, verlor sich. In der Zwischenzeit griff das Weltgeschehen wieder in das Leben der Familie ein.

Am 11. September 2001 waren in New York zwei Passagierflugzeuge in die Zwillingtürme des World Trade Center gerast, gekapert von zehn Männern, die sich in einem Dschihad mit der westlichen Welt wähnten. Aarash Spanta hatte auf einem Sofa in Aachen die Bilder des Anschlags gesehen, unzählige Sondersendungen im Fernsehen, neben ihm hatte seine Schwester gesessen. Osama Bin Laden war der Mann, der die Attentäter und seine Terrororganisation al-Qaida aus den Bergen Afghanistans heraus geführt hatte.

Amerikas Präsident George W. Bush kündigte Vergeltung an, zwei Monate später hatten Truppen der USA Kabul eingenommen. Und Rangin Dadfar Spanta sah den Moment nahen, auf den er mehr als sein halbes Leben lang lauerte. Er ahnte nicht, dass er, seine Frau und seine Kinder zwei weitere Jahrzehnte vor sich haben würden, die an ihnen zehren sollten wie alles bisher.



Eine Laune des Zufalls half Aarash Spanta, inzwischen fast 30, in Berlin zu finden, was er verloren geglaubt hatte. Das Gefühl, etwas anderem anzugehören als einem Familienbund, der wie Nomaden durch die Welt gezogen war und nirgends wirklich sesshaft wurde. Er hatte eine Frau kennengelernt, Israelin, ein Jahr jünger als er. Als sie zum ersten Mal schwanger wurde, fing er an, sein Leben zu ordnen. Er begann ein Jurastudium, versenkte sich in Paragraphen und Kommentierungen, nach dreieinhalb Jahren schloss er es ab und fand seinen Platz in einer Kanzlei. Seine Kollegen dort waren erfahrene Anwälte des Ausländerrechts.

Heute spricht Spanta über das deutsche Rechtswesen wie andere vom Zauber eines Gedichts. Er preist die Logik, die Klarheit von Gedankengängen, manche Jahrhunderte alt, und eine scheinbar unerschütterliche Ordnung. Spanta sagt, sein Beruf sei ihm so etwas wie eine Heimat geworden. Die erste, die er sich selbst aussuchte.

Die Welt der Gerichte, Juristen und Kanzleien erscheint ihm wie ein Zirkel, in dem sich Eingeweihte bewegen, bemüht darum, größtmögliche Gerechtigkeit herzustellen. Spanta sagt, er verstehe die besondere Sprache dieser Welt und ihre Codes wie eine Sprache aus seiner Kindheit. Das Ritual, mit dem er jede Gerichtsverhandlung beginnt, sei Teil dieses Gefühls. Das Anlegen der Robe, der Blick aus dem Fenster, die Konzentration, der Übertritt von der Sphäre des Alltags in die Sphäre des Gerichts. Ein kleines Schauspiel der Selbstvergewisserung.

3. Der Koffer des Ministers

Am frühen Mittag lässt Rangin Dadfar Spanta die Haustür ins Schloss fallen und tritt in einen Tag hinaus, der klar ist wie Glas. Die Luft klirrt vor Kälte, die Sonne streut helles Licht in die Gassen der Aachener Altstadt. Es ist Dezember 2021, wenige Tage vor Weihnachten. Spanta läuft den Weg, der ihn fast zwei Jahrzehnte lang zu seiner Universität geführt hat. Er läuft über einen Markt, auf dem er seinen Lieblingskäse gekauft hat. Wenn er nachmittags seinen Tee trinkt, in der alten



Wohnung, mit der Frau, die er mit 20 geheiratet hat, aus Liebe, könnte es so aussehen, als wäre er bloß aus einem langen Urlaub nach Hause gekommen. Aber Spanta kommt sich vor wie ein Fremder.

Spanta sagt, er verlasse seine Wohnung äußerst selten. Seine alten Sicherheitsleute hätten ihm dazu geraten. Außerdem sind die früheren Studenten und Kollegen weggezogen, auch Freunde. "Ich war gern hier", Spanta verlangsamt seinen Schritt, "aber ich bin ein anderer als damals." Sein schmales Gesicht wird hart, der ganze Mann versteinert zu einer Statue des Ministers, der er gewesen ist.

An der Südspitze Manhattans war ein Heer von Arbeitern noch damit beschäftigt, die Trümmer der Zwillingstürme und anderer Gebäude zu beseitigen, als die USA und ihre Verbündeten im Herbst 2001 mit der Operation "Enduring Freedom" begannen. Sie stürzten die Regierung der Taliban, die seit Mitte der Neunzigerjahre herrschte. Die Verbündeten hielten auf dem Petersberg bei Bonn eine internationale Konferenz ab, sie setzten eine Übergangsregierung ein, angeführt von Hamid Karsai als Präsident.

In den kommenden zwei Jahren kehrten mehr als zwei Millionen Afghanen in ihr Land zurück. Im Frühjahr 2004 schien Rangin Dadfar Spanta die Zeit gekommen für sich und seinen Plan. Er war inzwischen Anfang 50, und Deutschland ein Land, dem er viel zu verdanken hatte, aber keines, in dem er unentbehrlich war. Seine Karriere an der Universität hatte er ausgereizt, sein Versuch, sich in den Aachener Stadtrat wählen zu lassen, war knapp gescheitert. Seine Heimat dagegen, so glaubte er, brauchte ihn jetzt.

Er flog zweimal nach Afghanistan, um alles vorzubereiten. Und während die frühen Jahre in der Heimat und der Türkei überwiegend Erzählung und Behauptung sind, kaum überprüfbar, verhält es sich mit der Zeit in Aachen und Kabul anders. Von einer der beiden Reisen des Vaters etwa gibt es einen Dokumentarfilm, "Der Khan kehrt zurück", zwei Aachener Filmemacher hatten ihn begleitet. Er ist darin ständig von Männern im Dutzend umgeben. Ein Magnet, an dem sich alles ausrichtet wie Eisenfeilspäne.

Anfangs sah es so aus, als erfüllten sich Spantas Hoffnungen schneller als in seinen kühnsten Träumen. Auf einer Konferenz hatte er den ältesten Bruder des Präsidenten Karsai kennengelernt und sich mit ihm angefreundet, der Bruder machte sie miteinander bekannt. Spanta wurde Professor an der Universität von Kabul, wurde Berater des Präsidenten. Im Frühjahr 2006, zwei Jahre nachdem er in eine Wohnung im Zentrum Kabuls gezogen war, wurde er Außenminister Afghanistans. Spanta sagt, dass sein Herz der Wissenschaft gehörte, sein Kopf aber der Politik. Sein Sohn und Weggefährten, die ihn aus dieser Zeit kennen, sagen, dass sein Machthunger kaum zu übersehen war.

Auf seinem Spaziergang durch Aachen und die Vergangenheit erzählt Spanta von Erfüllung in der Politik, von seinen Treffen mit den Staatschefs der Welt. Er saß mit Barack Obama im Oval Office des Weißen Hauses zusammen, mit Angela Merkel im Bundeskanzleramt, mit Wladimir Putin im Kreml. Einen Amtskollegen aus seiner Zeit als Außenminister, Frank-Walter Steinmeier, inzwischen Bundespräsident, nennt Spanta heute einen Freund. Spanta sagt, er besuche ihn manchmal in Berlin. Sein Atem dampft.

Spanta sagt, eine Weile habe er seine gesamte Ministerkorrespondenz auf einer Schreibmaschine selbst tippen müssen. Die junge Demokratie habe nicht genügend qualifizierte Mitarbeiter für den Aufbau einer Verwaltung gehabt. Aber das habe sich nach und nach geändert, wie das ganze Land. An die Universitäten kamen Mädchen, um zu studieren, auf den Straßen tanzten die Leute wieder ihre Volkstänze, Schriftsteller lasen aus ihren Gedichten vor. Und Kabul begann, der Stadt zu ähneln, in der er studiert hatte und deren Zauber einmal die jungen Touristen mit ihren Bullis angezogen hatte.

Seit er Minister war, sah Spanta seine Stadt und sein Land oft durch schussichere Scheiben. Er saß auf der Rückbank eines von drei gepanzerten Landcruisern, die als Kolonne von Termin zu Termin schossen. Ihre Karosserien waren so weiß wie in Karuch die Kuppen der Berge. Spantas Nachbarn waren Minister wie er oder Diplomaten des Westens, die Straßen vor ihren Häusern mit großen



Betonblöcken und Stacheldraht gesichert. Wenn er nach Hause kam, erwartete ihn ein Dutzend schwer bewaffneter Wachleute, Männer seines Clans, damit Gegner und Geheimdienste niemanden einschleusten. Seine Frau war in Aachen geblieben. Vorerst, wie sie sich lange Zeit einredeten.

"Es war kein einfaches Leben, aber ich war glücklich", sagt Spanta. Er ist zurück in der Wohnung, eingesunken in ein schwarzes Ledersofa. Neben ihm sitzt seine Frau, sie verzieht den Mund. Hafiza Spanta hat einen anderen Blick auf die vergangenen 18 Jahre.

"Wenn ich an Afghanistan denke, muss ich weinen", sagt sie. Die Wände im Flur und der Küche sind voller Fotos, auf einem der Sofas liegen Kissen mit bunten Bezügen, die ihre Mutter ihr vor mehr als 40 Jahren genäht hat. Es sind Erinnerungen an das Land ihrer Kindheit und Jugend. Sie sagt, sie vermisse ihr Land, seine leuchtenden Farben, den Geruch und die Kraft des Windes, das Gefühl von Freiheit. Nur leider gebe es dieses Land nicht mehr.

Als ihr Mann seinen Umzug nach Kabul vorbereitete, begleitete sie ihn. Sie fühlte sich in der Festung von Karuch schnell zu Hause, draußen nicht immer. An einem Tag mit postkartenblauem Himmel fuhr sie mit ihrer inzwischen erwachsenen Tochter nach Herat, die Stadt, in der sie geboren wurde und zur Schule ging. Sie parkten das Auto an einem großen Platz im Zentrum, der Platz war wie ein Wimmelbild. Die Straßen voller Männer, im Auto zwei eben noch selbstbewusste Frauen. Die Mutter zögerte, die Tochter zögerte, sie überlegten. Irgendwann sagte die Mutter, sie traue sich nicht raus. Man kann sich diesen Moment noch ansehen, er ist Teil des Dokumentarfilms.

Afghanistan, sagt Hafiza Spanta in ihrer Wohnung, sei damals kein guter Ort für Frauen gewesen und sei es jetzt erst recht nicht mehr. Es ist der Grund, warum ihre Mutter und ihre Schwestern in die USA, nach Kanada und Australien ausgewandert sind, nach Schweden, Norwegen und Deutschland. Es erklärt auch, warum sie sich entschieden hat, nicht mit ihrem Mann nach Kabul zu gehen. Während er mit seinem Präsidenten durch die Welt flog, kümmerte sie sich in Aachen um alte Menschen.



"Im Nachhinein wünschte ich, auch er wäre nicht gegangen", sagt sie. Sie litt unter der Trennung, sie schlief mit der Frage ein, ob sie ihren Mann lebend wiedersehen wird. Zwei oder drei Mal im Jahr besuchte er sie oder sie ihn. Sie sagt, in Aachen sei es schön gewesen, in Kabul schrecklich. Ständig Donnerhall, Explosionen, Sirenengeheul. Als sie einmal vom Flughafen nach Hause kamen, fast ein normales Paar, sei nur wenige Meter von ihnen entfernt eine Bombe detoniert. Sie hasteten zwischen zerfetzten Körpern und abgerissenen Armen hindurch nach Hause.

Manchmal, sagt sie, habe sie ihn nachts angerufen, wund vor Verzweiflung.

„Ich kann nicht mehr.“

„Setz dich in das nächste Flugzeug und komm.“

Anfang 2010 machte Karsai einen anderen zum Außenminister. Rangin Dadfar Spanta wurde nationaler Sicherheitsberater und einige Jahre später Generalsekretär einer Stiftung, die sich für Bildung einsetzte. An seinem Leben und dem seiner Frau änderte sich wenig. In Afghanistan das Gefühl und der Stolz, einer großen Pflicht nachzukommen, in Deutschland die Sorgen, dazwischen Besuche. Es vergingen vier Jahre, dann wurde Hamid Karsai als Präsident abgewählt.

Spätestens da, sagt Rangin Dadfar Spanta, habe sich das Drama angebahnt, das die Welt im vergangenen Sommer am Fernseher und im Internet teilweise live verfolgen konnte. Die Amerikaner bauten zwar weiterhin Häuser, Hilfsorganisationen richteten Schulen ein, die Deutschen bildeten Straßenbauer aus und berieten die afghanische Armee. Doch die Korruption, die Drohnen der USA und die Taliban arbeiteten gegen die mühsamen Fortschritte vieler Jahre an. Die Selbstmordattentate nahmen zu, der Westen verlor das Interesse, Afghanen flohen in die Nachbarländer und nach Europa. Auch nach Berlin, wie Spantas Sohn in seiner Kanzlei zu spüren bekam.

Als im vergangenen Frühjahr die Bundeswehr und die Truppen der Nato begannen, ihre Soldaten abzuziehen, stürmten die Taliban Provinz um Provinz. Im August standen sie vor den Toren Kabuls, der letzten Bastion der Freiheit.



Der Tag, der die Mühen seines Lebens ausradierte, sagt Rangin Dadfar Spanta, begann wie so viele andere. Am Morgen des 15. August saß er in seiner Wohnung im Zentrum Kabuls mit einer hochrangigen Delegation aus dem Iran zusammen, um zu beraten, wie ein friedlicher Machtwechsel zu organisieren sei. Danach telefonierte er mit einem Ministerkollegen von früher, mit dem er inzwischen befreundet war, und fuhr zum Hause seines früheren Präsidenten Karsai. Sie waren sich einig, dass es eine Frage der Zeit sei, bis die Taliban auch Kabul eroberten. In ein paar Wochen vermutlich.

Spanta sagt, danach habe er sich kurz hingelegt, um sich auszuruhen. Bald blinkte sein Handy, die Nummer seines Ministerfreundes. Was danach geschah, sei für immer in sein Gedächtnis eingebrannt.

Der Freund sagte, ihr Präsident sei weg, geflohen. Spanta packte einen kleinen schwarzen Koffer, wenig später saß er im Auto des Ministerfreundes und fuhr mit ihm zum Flughafen. Die Straßen waren leer, die Luft roch nach verbranntem Papier, nach Unterlagen, die hastig vernichtet wurden.

Es war kurz vor vier am Nachmittag, als Spanta am Flughafen eintraf, umgeben von Gedränge, Geschrei, Verzweiflung.

Es war gegen acht Uhr am Abend, als sein Neffe anrief. Die Taliban seien da gewesen und hätten seine Laptops, Speichermedien und Notizbücher mitgenommen. Er schickte Fotos von der Wohnung, die Spanta noch auf seinem Handy hat. Ein aufgesprengter Safe, das Arbeitszimmer wie nach einer Explosion, ein Gewirr aus Farben und Formen.

Am nächsten Mittag stieg Spanta in eine weiße Boeing 777, die die türkische Regierung gechartert hatte, um Diplomaten und Bürger zu evakuieren. Inzwischen hatten sich Bilder der vergangenen Stunden in aller Welt verbreitet, im Fernsehen, im Internet, in Zeitungen. Sie zeigen Männer mit Vollbärten und Turbanen, die sich im Präsidentenpalast um den Schreibtisch des geflohenen Präsidenten scharen und sich



mit Handys fotografieren. Eines zeigt, wie sich im Bauch einer Transportmaschine der US Air Force etwa 650 Afghanen zusammenpferchen.

Spanta hatte mehr als 20 Stunden am Flughafen festgesessen. Ein Mann, der mehrere Attentate überlebt hatte und sich fragte, ob er noch einmal davonkommen würde.

Als das Flugzeug startete, saß Spanta in der Businessclass, zweite Reihe links. Er sah, wie hinter den Scheiben die Menschen zu kleinen Punkten wurden und die Universität am Horizont verschwand. Ein Land in Auflösung, sein Leben wie eine von Bomben zerstörte Stadt. Im Gepäckfach über ihm lag sein Koffer. Darin zwei Hemden, eine Anzughose, zwei Unterhemden und Unterhosen, 800 Dollar, die Medikamente gegen seinen Diabetes, sein liebster Füller in einem Etui aus Leder.

4. Das Berliner Bermudadreieck

Aarash Spanta weht durch das Flurlabyrinth in seiner Kanzlei, weht in sein Büro, auf einem großen Schreibtisch mit Metallbeinen legt er zwei knisternde Papiertüten ab, sein Frühstück. Er verschwindet in der Küche, setzt einen Kaffee auf, stark. Am Vormittag erwartet er drei Mandanten, und oft kommt noch jemand, den er nicht erwartet hat. Der Nachmittag gehört Akten und Fällen, die keinen Aufschub dulden. Es ist Ende Januar dieses Jahres.

Während vor ihm eine Tasse dampft, beginnt Spanta ein Schreiben an das Gericht zu tippen. Das gleichmäßige Klackern seiner Computertastatur reißt ab, wenn er ein Stück aus seinem Eibrot herausbeißt. "Schwieriger Fall", sagt Spanta. Aber wenn er ehrlich ist, gibt es für ihn kaum einfache.

Als Student hatte er sich vorgestellt, Medienrechtsanwalt zu werden. Er hatte oft genug gehört, dass ein Anwalt, der Medien gegen Prominente vertrat oder umgekehrt, gutes Geld verdienen konnte. Dann aber kam der Sommer 2015.

In Syrien führte ein Diktator Krieg gegen sein eigenes Volk, in Afghanistan trieb die Angst vor den Taliban Menschen aus dem Land. Und in Deutschland diskutierten



die Politiker und das Volk über wenig sonst so hitzig wie über die Flüchtlingskrise. Aarash Spanta wurde zu einem Spezialisten für Ausländerrecht, Anlaufstelle für Migranten aus Afghanistan.

"Mein Vater war ja ständig im Fernsehen", sagt Spanta. Er war der Sohn eines wichtigen Politikers, aus Afghanistan wie sie, er sprach ihre Sprache. Er würde schon dafür sorgen, dass sie in Deutschland bleiben dürften wie er. Anfangs waren es vor allem junge Männer aus umkämpften Provinzen, die zu ihm kamen. Später waren es auch Frauen und Männer, die Familie hatten. Sie wurden mehr und mehr.

Inzwischen reibt sich Deutschland seit fast sieben Jahren an der Frage auf, wer im Land bleiben darf und wer nicht. Die Bundesregierung hat in ihren Koalitionsvertrag geschrieben, wie sie mit "Integration, Migration, Flucht" umgehen will. Was sie in die abstrakte Sprache der Bürokratie kleidet, bedeutet für Aarash Spanta einen täglichen Zusammenprall mit sich und seiner Herkunft.

Sein erster Mandant an diesem Morgen ist in den Neunzigerjahren in den Iran geflohen, Afghanistan kennt er nur aus den Erzählungen seiner Eltern.

Der zweite, ein Mann in seinen Vierzigern aus der Nähe von Kundus, hat nach einem Jurastudium für eine Bildungsorganisation gearbeitet, die Demokratie förderte. Er sagt, die Taliban seien in sein Haus gekommen und hätten verlangt, dass er einen Anschlag auf Diener des Staates organisiert.

In der ersten Sache beantragt Spanta ein Abschiebeverbot. Er sagt, er sehe gute Chancen. Im anderen Fall hat ein Gericht entschieden, die Bedrohung durch die Taliban sei nicht konkret, Spanta will es mit einem Folgeantrag versuchen.

Dann stürzt ein Mann Mitte 20 in Spantas Büro. Er stammt aus der Provinz Kapisa, nordöstlich von Kabul. Er sagt, die Taliban hätten kürzlich seinen Bruder ermordet. Der Bruder sei Elektriker gewesen, im Verteidigungsministerium angestellt. Die Taliban hätten ihn in eine andere Stadt geschickt, angeblich wegen eines Auftrags. Dort kam er nie an. Der Vater habe ihn schließlich in einer Schlucht gefunden, der Körper leblos, sein Auto mit unzähligen Einschusslöchern übersät. Der Mann tippt auf



seinem Smartphone herum und zeigt Fotos und Filme, die der Vater gemacht habe. Spanta verspricht, alles zu versuchen.

Später sagt er, fast jeden Tag höre er die Dialekte seiner Kindheit, Herati, Kabuli, und denke an seine ersten Geburtstagsfeiern und Hochzeiten in Karuch. Zu ihm kämen mittellose Familienväter, Ärztinnen und Geschäftsleute. Er sehe ihre traurigen Gesichter, oft sehe er dann seinen Vater, seine Mutter, seine Schwester, sich. Heimatlose, auch wenn seine Familie natürlich privilegiert sei wie kein Mandant, alle mit deutschem Pass.

Auch deshalb zieht er in Gerichtssäle, aus deren Teppichen das Muster herausgetreten ist. Erklärt Richtern, dass eine Tazkira das afghanische Ausweisdokument ist und, einmal verloren, nicht so leicht auf einem Amt neu zu besorgen wie in Deutschland. Er stellt Folgeanträge, erhebt Einsprüche, verschafft seinen Mandanten Ausbildungsplätze und Jobs. Er versucht Zeit zu gewinnen, in der sie Fuß fassen und ihre Chancen verbessern können.

So verteidigt Spanta seine Mandanten, zunehmend aber auch sich selbst. Er müht sich, das Chaos anderer zu lichten. Aber er muss aufpassen, nicht selbst die Ordnung zu verlieren, die er seinem Leben gegeben hat.

Spanta sagt, es sei sehr schwierig, Afghanen in aller Kürze zu erklären, wie Deutschland funktioniert. Der Staat, das Rechtssystem, das Leben. Manchmal verstehe er es selbst nicht mehr. Wenn er abends seine Kanzlei verlässt, sieht er auf der anderen Straßenseite oft noch Licht in der Parteizentrale der SPD. Das Kanzleramt ist nah, das Auswärtige Amt nicht weit. Wenn man die drei Gebäude auf einem Stadtplan mit Linien verbindet, entsteht ein Dreieck. Und wenn man es mit den Augen von Aarash Spanta betrachtet, dann ist es ein Bermudadreieck, in dem ein Stück deutscher Politik und Identität verschwunden ist.

Nun bangen ein paar Tausend Afghanen, die Deutschland als Fahrer, Übersetzer oder Mittelsmänner gedient haben, ob die Bundesregierung sie vor der Rache der Taliban schützt und ausfliegen lässt. In Berlin und dem Rest des Landes warten



Richter und Gerichte auf Orientierung. Darauf, ob die Bundesrepublik die Taliban als Regierung Afghanistans anerkennt und was das für die Menschen dort bedeutet.

Spanta sagt, es falle ihm schwer, einen Vorschuss zu verlangen und manchmal auch die Preise, die die Gebührenordnung vorschreibe. Viele Mandanten schuldeten ihm noch Geld. Und wenn er die Nachrichten aus Afghanistan verfolgt, denkt er, dass sich so schnell nichts ändern wird. "Taliban töten Ortskräfte", "Taliban untersagen Frauen den Zugang zu Badehäusern", "Taliban nehmen Regimekritiker fest". So und so ähnlich gehen seit Wochen die Schlagzeilen. Der Beruf eines Anwalts für Ausländerrecht kann dem eines Politikers sehr ähnlich werden.

Spantas Vater sucht nun in Aachen nach einem Weg, Afghanistan noch einmal wiederzusehen. Er sagt, er werde dort wahrscheinlich nicht mehr leben können, aber er wolle wenigstens dort sterben, wo seine Eltern begraben sind.

Seine Mutter würde gern nach Berlin ziehen, um ihm, dem Sohn, und den Enkeln näher zu sein. Sie hofft, dass sie ihren Mann und ihre Tochter überzeugen kann.

Aarash Spanta lehrt jetzt einmal in der Woche an einer Hochschule in Berlin, er hat ein Projekt für junge Flüchtlinge gegründet, sie schreiben persische Gedichte. Er versucht der Vater zu sein, den er lange vermisst hat.